

# J U G E N D

Postort: München  
NUMMER 11 / 1937  
PREIS 60 PFENNIG



Studie

Hans Best

## Der Dichter und sein Volk

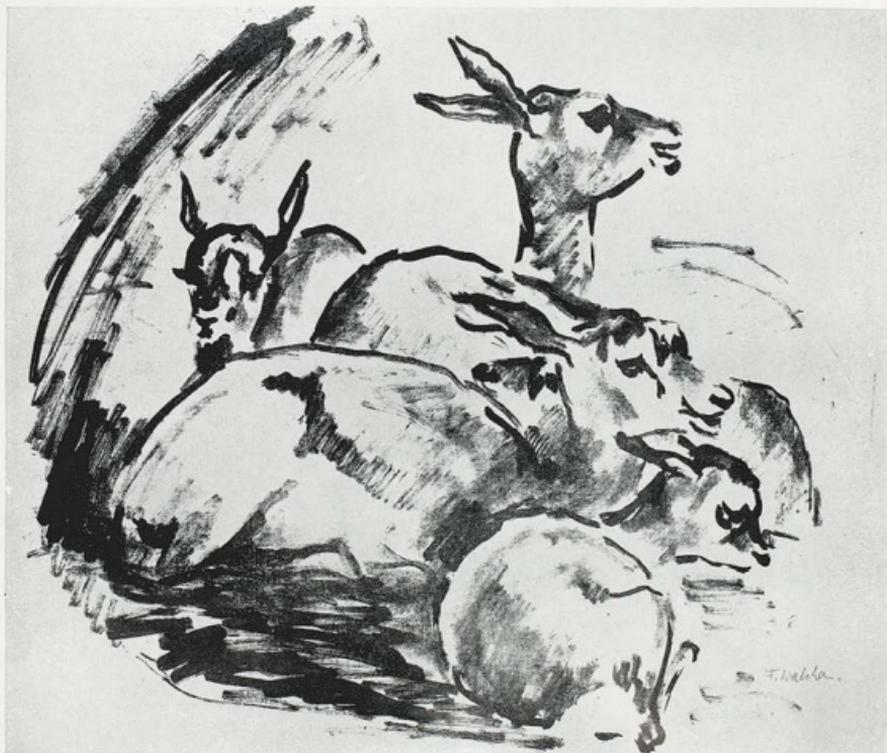
Ein Dichter muß von der Natur die Begabung haben, — von sich selber den Willen, diese Begabung zu steigern und sich die Form für sie zu schaffen, — von seiner Nation und Zeit, die Anerkennung, welche ihn trägt und ihn die inneren Schwierigkeiten überwinden läßt, — und endlich eine seiner Arbeit angemessene Lebensstellung.

Es ist selbstverständlich, daß ein Dichter, der eben nur Dichter ist, sehr langsam zu seinem Volke durchdringen kann. Er wird hier und da an den verschiedensten Orten Freunde finden, aber es wird lange Jahre, unter Umständen sogar nach seinem Tode

dauern, bis diese vereinzelt Kreise sich so erweitert haben, daß man von einem Durchdringen sprechen kann. Unser größter nachklassischer Dichter war wohl Hölderlin, zugleich wohl der einzige, der in die Zukunft wies und so eine lebendige Verbindung mit der Gegenwart hat. Kaum zwei Jahrzehnte ist es her, daß das Volk ihn angenommen hat, über ein Jahrhundert nach seinem geistigen Erlöschen.

Die Kritik ist entstanden, damit sich die Menschen in der Fülle der Kunsterscheinungen irgendwie zurechtfinden können, wird also desto wichtiger, je größer diese Fülle ist.

Paul Ernst  
„Tagebuch eines Dichters“



Mittagsruhe

F. Walcha

Baumstudie



G. Heinson

## MARIA WASERS WERK

### Eine Übersicht

Maria Wasers Schicksal wurde es, eine geistige Strömung — die Frauenbewegung der Schweiz tragen zu müssen und von ihr getragen zu werden. In solcher Schicksalsgebundenheit steht diese Frau mit dem hellsten Bewußtsein. Ihr Schauen und Begreifen der großen Zusammenhänge und Hintergründe des Lebens steigert sich in ihrem dichterischen Werk zur Überwindung und Befreiung, zur Verklärung.

Wie Ricarda Huch begann sie schon früh mit einem akademischen Studium. Geschichte und Literaturgeschichte waren darin auch ihre Fächer. Mit einer Doktorschrift über „Die Politik von Bern, Solothurn und Basel im Mülhåuser Krieg 1466-68“ promovierte sie 1901 in Bern. 1904 folgte eine Studie über Lessings Leben.

Jedoch erst nach langen Jahren und vielen Studienreisen in Deutschland, Frankreich, Italien und Griechenland entstand ihr erster großer Roman. „Die Geschichte der Anna Waser. Roman aus der Wende des 17. Jahrhunderts.“ (1923/37. Tsd./4,80) ist ein Meisterwerk deutscher Erzählkunst. Anna Waser, die als Malerin eine begnadete Künstlerin war, die fest mit ihrem Lebenskreise verbunden — doch weit über die geistige Haltung dieser Züricher Patrizierfamilie hinauswuchs, hat am Ende doch ihre wahre Größe im Verzicht beweisen müssen. Dreimal weltete sich dieser Frau der Weg zu freier Kunstentfaltung, doch der Vater und einmal der Geliebte — rissen sie zurück. Als sich das Schicksal zum vierten Male ihrem Willen günstig zeigte, traf sie das Unglück, dessen unentzerrbare Folgen Unvollendung und Verzicht waren. „Werdet schicksalsbereit!“ das ist die Antwort auf die Frage des Lebens der Anna Waser — die heroische Mahnung an uns. „Wir Narren von gestern. Bekenntnisse eines Einsamen.“ (1922/21. Tsd./7,50) gestaltet ein viel schwereres und verworreneres

Leben als das der Anna Waser. In enger Ehe verstrickt sich die Kraft einer verbitterten Frau allein im Dienste des Mannes, der nur Forderungen an sie kennt. Der Grundton dieses götzlich unsentimentalen Frauenbuches ist der einer tiefen Trauer über diese und jede unerfüllte Ehe, die doch innerlichstes Einssein zweier Menschen werden sollte. Auch diese Frau überwindet das Schwere der Enge durch ihre eigene innere Weite, „daß keine äußere Beschränkung ihr fürderhin etwas anhaben konnte.“ „Wende. Roman eines Herbstes“ (1928/11. Tsd. 6,25) erzählt nach der vorangegangenen Geschichte vom Ewig-Männlichen, dessen vermeintliche Stärke nur Schwäche ist, die Geschichte vom Ewig-Weiblichen, das in ihr seine Deutung erfährt. — Zwischen den großen Werken erschien ein kleines schmales Bändchen: „Scala santa“ (1919.9. Tsd. 3,80) ein hinreißender Hymnus auf die erdgeborene sich in der Mutterschaft himmelwärts entfaltende Frau. Der Band „Von der Liebe und vom Tod. Novellen aus drei Jahrhunderten“ (1918/9. Tsd. 4,50) umfaßt vier Erzählungen aus dem Bauernleben und der Schweizer Geschichte, in denen die Geschichtsforscherin und die Dichterin in herrlicher Einheit das Leben ihres geliebten Volkes mit knappen Mitteln außerordentlich eindringlich gestaltet.

Nach langen schöpferischen Pausen — „Wachsenlassen“ heißt es in einem ihrer Bücher — überrascht uns Maria Waser als wesentlich Gewandelte.

So trat sie 1927 gleich mit drei neuen Werken hervor, durch die sie über alle Problematik der früheren Werke hinauswuchs. Hodler, dem größten aller Schweizer Maler —, Josef Viktor Widmann, dem großen Dichter ihrer Heimat — und dem Griechen-tum sind diese Arbeiten gewidmet. Besonders das letzterschienene Werk dieses so ungemünzt fruchtbaren Jahres: „Der heilige Weg. Ein Bekenntnis zu Hellas“ (1927/4. Tsd. 3,—) verdichtet das Ergebnis wissenschaftlicher Arbeit aus einem in gründlicher Selbstschulung gewonnenen vielseitigen klargegliederten Wissen zu dem, was Wissenschaft „ihrer Wesenheit nach stets sein sollte: ein sprudelnder Quell für die nach Lebensinhalt und Wahrheit dürstende Menschheit.“ — Ihre auch noch 1927 aus Anlaß der großen Schweizer Frauen-Ausstellung erschienene Schrift „Die Sendung der Frau“ war schönster Beweis ihrer hohen Eigenschaft als Führerin in die neue Zeit.

„Land unter Sternen. Roman eines Dorfes.“ (1930/12. Tsd. 6,75).

Mit diesem treuen Bilde ihrer Heimat schuf Maria Waser das Buch ihrer Kindheit. Alles kindliche Erleben ist schon in diesem Werke sinnbildhaft gedeutet. Die Lebensgemeinschaft des bernischen Dorfes mit seinen vielfältigen Menschen, ihren Schicksalen und seiner einzigartigen Landschaft umflängt in Treue und Wärme das Kind und seine Eindrücke und Erlebnisse. Das mit dem Großen Buchpreis der Schweizer Schillerstiftung ausgezeichnete auch typographisch schöne Buch ist die herrlichste dichterische Schilderung schweizerischen Lebens der Gegenwart.

„Begegnung am Abend. Ein Vermächtnis.“ (1933/13. Tsd. 6,75) ist das Lebensbild eines großen Arztes, des Hirnanatomen und Psychiaters Constantin von Monakow, durch die ihm im Erfassen des Lebens geistesverwandte Dichterin, gedeutet aus tiefstem fraulichem Verstehen.

Die Frage nach dem Sinn und der Vollendung ihres Lebens, wenn nicht gegenwärtigen Menschenlebens überhaupt, beantwortet Maria Waser in ihrem letzterschiedenen Werk: „Sinnbild des Lebens“ (1936/8. Tsd. 6,75), das aus einer überquellenden Fülle der Erlebnisse ihrer Kindheit und Jugendzeit geschöpft ist. Vor allem die entscheidenden Ersterlebnisse, die die Entwicklung bestimmend beeinflussen, sind in aller ihrer Zartheit und doch zwingenden Gewalt mit überraschender Erinnerungskraft erzählt und gedeutet. Die Gesetzmäßigkeit im Lebensgeschehen in den wachsenden Stufen des Reifens, an denen Ähnliches immer wieder Ähnliches bewirkt, offenbart des Schöpfers Willen und seine Erfüllung. Das Gleichnishaftes ihres Lebens als Sinnbild alles Lebens, geformt auf der reinen Höhe eines bald sechzigjährigen Lebens, stärkt unsere Kräfte und unseren Glauben und läßt auch uns den Sinn unseres Lebens erkennen. Die Bildhaftigkeit und Klarheit, Großblütigkeit und Gründlichkeit, die herrliche Einwendung wahrer Wissenschaft und Kunst im Leben und Werk Maria Wasers gewannen in ihrem „Sinnbild des Lebens“ vollkommenste Gestalt.

Das heroische Beispiel der Selbstüberwindung im Leben dieser Frau durch tiefes Erfassen des Lebens ist von hinreißender Gewalt. Die Zeit für ein stärkeres Durchdringen ihres Werkes ist gekommen.

Erich Ho mu th

Die in dieser Übersicht genannten Werke Maria Wasers sind mit Ausnahme des Bandes „Scala santa“ und der „Weg zu Hodler“, die bei Rascher & Co. in Zürich verlegt wurden, im Verlage der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart und Berlin erschienen

**Warum  
blindrasieren?**

Rasiere ohne  
Seife-Pinsel, Schaum  
mit  
**Rappid**  
kein Brennen  
kein Spannen  
Bakteriewidrig  
in 20 Sekunden  
DERMATOLOGISCH  
fachärztlich geprüft

Kein Depilatorien.  
unschädlich, geruchlos, hautpflegend.

**Sparpackung** (ca. 200 Rasuren) nur  
M. 1.65 und Porto vom Alleinhersteller;  
PHARMAKON G.m.b.H., München,  
Herrnstr. 10/1 Postsch. München 4722  
Verkaufsstellen an Friseur- und Fach-  
geschäfte u. Vertretungen zu vergeben

## Qualitätsdrucke

geben Ihrer Werbung eine besondere Note

Dorliegendes Heft

gibt Ihnen ein kleines Bild

unfetter Leistungsfähigkeit

Graphische Kunstanstalt W. Schütz

München 2 110 Fernstraße 10 Fernsprecher 20763



## Das schöne Fräulein Schragg

Anna Maria Schragg war der strahlende Mittelpunkt der Berliner Gesellschaft in den 70er Jahren des 18. Jahrhunderts, die sich nach den langen Jahren der schlesischen Kriege langsam wieder bildete und aus Hofbeamten, märkischem Adel und vornehmerem Bürgerum zusammensetzte. Die junge Tochter des Geheimen Rates Schragg ist, gerade in die Gesellschaft eingeführt, noch ohne Erfahrungen und Enttäuschungen, ein lebensfrohes, heiteres, bezauberndes, junges Ding, dem alle Herzen zufliegen. Ihre Verlobung mit dem Leutnant von Meerheimb, der im Gegensatz zu ihr selbst ein über die Jahre ernster und schwerfälliger Mensch ist, findet nicht den Konsens des Königs, der nicht will, daß seine Kavallerieoffiziere so früh heiraten sollen. Meerheimb will seine Braut zur Flucht verlassen, aber er wartet vergeblich auf ihr Kommen und macht aus Liebesgram seinem Leben ein Ende. — Dieser dramatische Auftakt leitet den neuen Peter Ostermayr-Film der Ufa ein, der dann die Entwicklung eines jungen, in den engen Schranken gesellschaftlicher Konvention erzogenen Mädchens zu einer tapferen Frau aufzeigt, die das Leben und die wahre Liebe kennengelernt hat. Das Berliner Erlebnis veranlaßt ihren Vater, sie zur Erholung zum Vater nach Morochen in Ostpreußen mitzunehmen, wo er in dienstlicher Eigenschaft die Beschwerden des Adels über dort angesiedelte Kolonisten zu untersuchen hat. Diese Siedler, mit denen der große König sein segensreiches Friedenswerk in Ostpreußen durchführte, kämpften gegen die schlimmsten Vorurteile und Gehässigkeiten der ansässigen Bevölkerung, besonders der dort

allmächtigen Großgrundbesitzer. Es sind frühere Soldaten, wegen eines geringfügigen Vergehens bestraft und vom König begnadigt. Zwischen dem jungen Fräulein Schragg und dem Siedler Krüll, einem früheren Theologiestudenten, keimt eine Liebe auf, mächtiger als alle Standesvorurteile. Ein Hindernis nach dem anderen türmt sich auf, aber Anna Maria wächst mit dem Widerstand und kämpft für ihr Lebensglück.

Hansi Knoteck war sehr froh über diese Rolle: „Sie gibt mir die Möglichkeit, mein bestes Können einzusetzen. Die Aufgabe lockt mich: das Fräulein ist kein fertiger Mensch, sondern es gilt, eine Entwicklung aufzuzeigen, die Verwandlung, die ein kleines, junges Mädchen durch die wahre Liebe macht.“

Der Film läßt die Zeit und die Welt des großen Königs lebendig werden. Wir erleben den alten Fritz in Sanssouci, wie er sich um die große Politik nicht weniger kümmert als um die kleinen Sorgen seiner Getreuen. Er ist es auch, der zum Schluß den gordischen Knoten durchschlägt und zwei Menschen glücklich werden läßt, die Gott füreinander bestimmt hat.

Behutsam führte Hans Deppe Regie in diesem Film, der den Sieg des Herzens über die Welt der Vernunft zeigt. Nach dem Roman von Fred Andreas schrieb F. Dalman das Drehbuch. Otto Gebühr, Paul Klinger, Hansi Knoteck, Hilde Schneider, Carla Rust u. a. m. wirken mit. G. H.

Links: Carla Rust und Paul Klinger;  
unten: Schlettow, Stock, Rust und Passarge in  
„Das schöne Fräulein Schragg“ Aufn.: Ufa — v. Harbou



  
**Weltliteratur**

**Romane, Erzählungen  
und Gedichte  
aller Zeiten und Völker**

Schriftleitung Dr. Hellmuth Langehuber  
11 monatlich ein Heft XII. — 30

„Wie die Zeitschrift sich in ihrer bewußt einfachen Aufmachung, nur durch ihren Inhalt wirkend, ihre Stellung bei einem weiten Leserkreis wieder erobert hat, so ist ihr auch in der literarischen Welt eine wachsende Anerkennung zuteil geworden. Man kann heute unbefangt sagen, daß ein Heft der „Weltliteratur“ einen wirklichen Überblick über das wesentliche Schrifttum bekommt.“  
Rebinder am Rhein

Bestellen Sie ein Probevierteljahr zu XII. — 90 durch Ihren Buchhändler oder durch den **Wiking Verlag**, Berlin W 9, Eichhornstr. 10

### Psychoanalyse

Marlene Dietrich, die rassistisch-schöne Interpretin anrüchiger Frauencharaktere, saß eines Abends mit einem Psychoanalytiker zusammen. „Ihre Kunst“, forschte der Arzt, „scheint zu tiefst in dem Unterbewußtsein zu wurzeln, Ihr der Hemmung unterworfenen, verbrecherisches Wunschphänomen durch öffentliche Darstellung zu verdrängen, sich seiner durch mimische Preisgabe an das Publikum zu entäußern. Erinnern Sie sich nicht eines innerlich, wenn auch nicht faktisch zur Tat gewordenen Verbrechens?“ „Doch“, antwortete die schöne Marlene nach langem Besinnen, „ich hätte einmal als Schulkind den Wunsch, meiner Freundin einen Apfel zu klauen.“ „Bravo!“ rief erfreut der Psychoanalytiker, „und vom kleinen Wunsch, den Sie als Kind hatten, bis zum Film ist nur mehr ein Schritt.“

### Zeitschriften-Vertreter

für lohnende Hefte mit umfangreichem Programm gesucht.  
Angebote unter J 314 an den Verlag der „JUGEND“ erbeten.

**Dr. Erwin Pulay: Der überempfindliche Mensch.** Überempfindlichkeit des Körpers und der Seele<sup>1)</sup>. Verlag Otto Lorenz, Wien-Leipzig, 1936. 279 Seiten. Kartonierte 4.—, Leinen 5.— RM.

„Das Eine, das Unbegrenzte, das Wesentliche und das, was in allem und überall enthalten ist, ist das Allgegenwärtige selbst. Daher fällt die unbegrenzte Dimension da sie nicht Größe ist, mit dem Individuum zusammen, so wie die unbegrenzte Menge, da sie nicht Zahl ist, mit der Einheit zusammenfällt.“ — Dieses Wort des Giordano Bruno hat der Verfasser als Richtweiser seinem „Versuch vom überempfindlichen Menschen“ vorangestellt. Es ist hier nicht der Ort, die wissenschaftliche Leistung des Arztes und Bahnbrechers zu würdigen. In großer Schau werden uns die Ergebnisse medizinischer Forschung vor Augen gestellt, die aus dem Willen unserer Zeit, das Ganze wieder ganz zu sehen, gewonnen wurden. Getreu seinem Bekenntnis, daß ihm das Leben das Wunder und die Offenbarung sei, gelang es Pulay, ein überzeugendes Bild forschersicher Strebens zu gestalten. Er führt uns zu der Erkenntnis, daß wahre Kultur „auf einer besonderen spezifischen Überempfindlichkeit beruhe, während die Zivilisation in einer herabgeminderten Empfindlichkeit ihre Voraussetzung habe.“

Eine neue biologische Deutung der stark gespannten Persönlichkeit, als einer Summe aus Begabung, Temperament und Charakter, — beeinflusst ebenso durch die Blutdrüsensteuerung, das innere Milieu genannt, — wie durch die Umwelt, das äußere Milieu — erschließt uns das Verständnis für das Wesenhafte der Überempfindlichkeit. Wir begreifen am Ende: die inneren Gesetzmäßigkeiten im Leben und Schaffen des künstlerischen Menschen „die Anziehung, die Vittoria Colonna auf Michelangelo auszuüben vermochte, wir verstehen, daß Sokrates seine Xanthippe wählte, und erkennen die Tragik, die der Bindung des femininen Chopin mit der exaltierten maskulinen George Sand von Haus aus mitgegeben war.“

Aus der Zweigeschlechtlichkeit alles menschlichen Schaffens und Geschehens, aus dem Streben des überempfindlichen Menschen nach Harmonie wird uns das Phänomen der Kultur als dessen Leistung offenbar. Pulay ist auf dem Wege, den er zu diesen Erkenntnissen führt, allem Philosophisch-Spekulativen ausgewichen. Er zeigt uns nach Goethes Wort: „Leben wird am besten durch Lebendige belehrt“ — die Richtung, in der die Medizin von heute gehen muß, wenn sie nicht nur die menschliche Krankheit, sondern den ganzen Menschen in seinem biologischen Schicksal erfassen will.

E. H.

**Dr. Erwin Pulay:  
Das Schöpferische und das Schaffende**

... Der Tagträumer ist die Vorstufe zum künstlerischen Schaffenden, wie ja überhaupt jede schöpferische Tätigkeit auf dem Prinzip eines geändertten Geschalteteins beruht. Aus diesem geändertten Geschaltetein strömt alle Phantasie, die immer dem heterosexuellen Anteil in uns entammt. Zwischen all diesen Zustandsformen bestehen natürliche und fließende Übergänge. An anderer Stelle wurde schon gesagt, daß wir aus der Rindenperson heraus schaffen, aus dem tiefenpersönlichen Anteil in uns aber schöpfen. Ist die Rindenperson der Tiefenperson gleichgeschaltet, so resultiert jenes seelische Gleichgewicht, das den produktiven Menschen, den schöpferischen Geist, den Künstler charakterisiert. Die Traumvorstellungen seiner Phantasie nehmen im Bewußtsein ihre Gestalt und Formen an. Auf diesem Prinzip beruht letztes Endes jede künstlerische Leistung.

Wie der Künstler selbst seinen Schöpfungsakt in gleicher Richtung erkennt hat, sei mit einigen Stellen belegt. So sagt Hebbel: „Die geistige Zeugung geht, wie die leibliche, am besten im Dunkeln von statten und auch der Dichter erfährt erst von der Hebamme, ob seine Kinder männlichen oder weiblichen

<sup>1) Inhalt:</sup> Der sensibilisierte Mensch / Hormonale Steuerung der Persönlichkeit / Der intersexuelle Mensch / Vitamine / Überempfindlichkeit (Allergie) / Allergie der Seele / Tiefenperson und Rindenperson / Das Dynamische in der Person / Person und Umwelt / Anpassung und Einpassung / Die Eingliederung der Person / Der musische Mensch / Kultur und Zivilisation / Kulturmittel und Kulturträger / Die Kollektivseele / Beeinflussbarkeit der Masse / Der Überempfindliche Mensch.

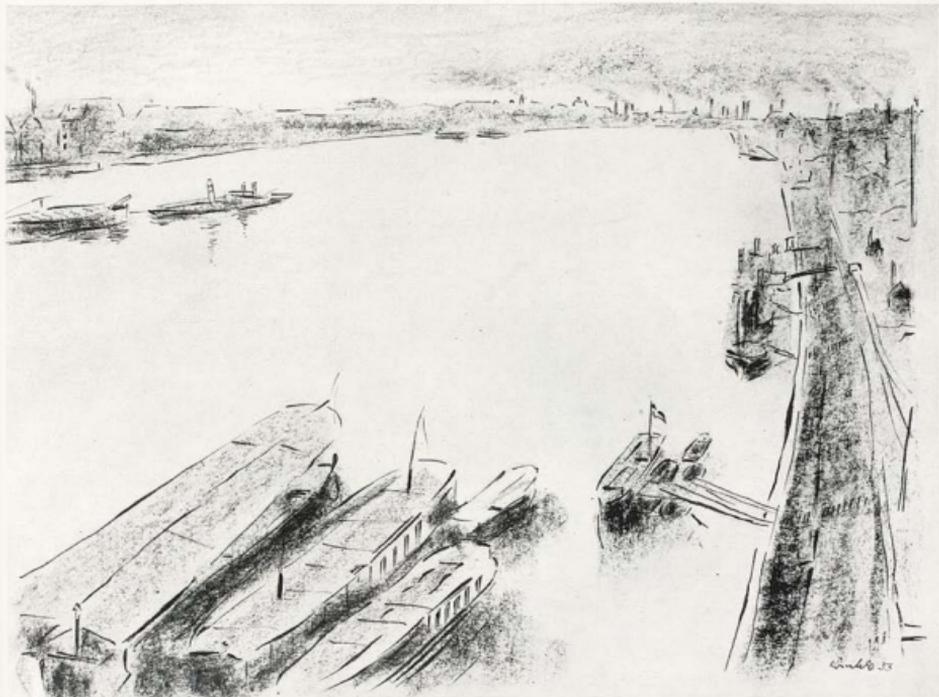
Geschlechtes sind.“ Hier sehen wir einen klaren Hinweis des Dichters selbst auf das Dunkle, also das Nachtgebundene geistige Zeugung; seine Werke vergleicht er mit dem Geburtsakt und bringt sie mit den Sexualhormonen in Analogie. Und wenn er an einer anderen Stelle sagt: „Das Schaffen ist bei mir eine Art von Nachwandeln und schließt jede andere Tätigkeit aus“, so könnte dies geradezu als eine Bestätigung gewertet werden für die von mir hier angeführte Änderung im Geschaltetein zwischen Rinden- und Tiefenperson. Dieses Gleichgeschaltetein von Tiefen- und Rindenperson entspricht der Undifferenziertheit im Sexuellen und findet sich ähnlich wie im Künstler, nur noch im Kinde. Daher begegnen wir auch beim Kinde einem gesteigerten Phantasieleben. So sagt Goethe: „Ich will alles, was ich kann, spielend treiben, was mir eben kommt, solange die Lust daran währt. So habe ich in meiner Jugend gespielt und bewußt, so will ich's bewußt fortsetzen durch mein übriges Leben.“ Goethe vergleicht hier die künstlerische Betätigung mit dem kindlichen Spiel und verweist eindringlich auf das Unbewußte, als Sitz der freien Phantasiebetätigung. Diese Verschiebung von Rinden- zur Tiefenperson löst auch die Natur des Künstlers problematisch werden. Es finden sich in der geistigen und körperlichen Beschaffenheit des Künstlers stets Besonderheiten, die ihn mit dem Leben in Konflikt geraten lassen; Besonderheiten, die dem Interesse entsprechen. Aus diesen Konflikten flieht er — in seine Kunst. „Das im Leben ungelöste Problem auf ein Problem zurückzuführen, das er in der Kunst löst“, sagt Benedetto Croce.

Diese geändertte Schaltung bewirkt ein Gesteigertes des Bewußtseins. Das gesteigerte Ich im Künstler beruht auf Sensibilisierung seiner Rindenperson. Das gesteigerte Empfindungsleben führt zu einer erhöhten Reizbarkeit. Auf diesem Wege nähern wir uns der Auffassung Lombrosos, der die Behauptung vertritt, daß hohe und höchste Begabung auf einer geistigen Erkrankung beruhe. In dieser Form werden wir wohl diese Auffassung nicht mehr aufrechterhalten, hingegen aber die nahe Verwandtschaft zwischen Genie und Irrsinn aus dem gemeinsamen Mechanismus der hier entwickelten Schaltungsvorgänge verstehen.

Die gesteigerte Sensibilität im Künstler und ihre Beziehung zur erhöhten Erkenntnis wurde von Schopenhauer richtig erkannt und festgehalten, wenn er sagt: „Beim Schaffenden erhält sich das Leben hindurch in abnormer Weise ein Überwiegen des sensiblen Systems und der erkennenden Tätigkeit.“

Diese gesteigerte Sensibilität bedingt die Überempfindlichkeit im Künstler, seine Intoleranz. In der Intoleranz liegt aber gleichzeitig seine erhöhte Verletzlichkeit verankert. Auch in diesem Zusammenhang lassen sich aus der Literatur Belege erbringen, die unsere Auffassung zu stützen vermögen. Balzac sagt: „Der Ursprung dessen, was man so unzutreffend Talent heißt, ist wohl in meiner übermäßigen Empfindsamkeit zu suchen, in meinem einsamen Leben und dem Unglück, das mich beständig verfolgte. Gegen meinen Willen in allen möglichen Berufen herumgeworfen, errang ich mir eine große Beobachtungsfähigkeit und als ich dann in den oberen Kreisen der Gesellschaft verkehrte, machte ich alle Phasen des Leidens durch; denn nur verkannte Seelen, nur die Entlebten vermögen zu beobachten, weil alles sie verwundet und weil Beobachten aus Leiden entspringt. Nur Schmerzen prägen sich tief dem Gedächtnis ein. Darum erinnern wir uns auch so deutlich an eine große Freude, denn Lust ist mit Leiden nahe verwandt.“ Hier sehen wir, wie Balzac selbst sein Talent an die erhöhte Empfindsamkeit gebunden hält und das ambivalente Verhalten der Gefühle aus der nahen Verwandtschaft von Lust und Leiden zur Gänze erfährt. So ließen sich unzählige Hinweise aneinanderrufen, die zeigen, wie sehr der schöpferische Mensch selbst den Schöpfungsakt in nahe Beziehung mit seinem Phantasie- und Traumleben, mit der Nachtgebundenheit seiner Person rückt. Wie klar hat Richard Wagner diesen Zusammenhang erkannt, wenn er in seinen Meisterliedern von Hans Sachs dem Walter Stolz zusingen läßt: „All' die Dichtkunst und Poeterei ist nichts als Wahrtraumdeuterei.“

Ist künstlerisches Schaffen an die aus der Tiefenperson quellende Phantasie geknüpft und wie diese selbst nachtgebunden, so wer-



Rhein-Hafen

Reinh. Winkle

den wir in der Gleichschaltung von Rinden- und Tiefenperson die Grenze des Normalen erkennen. Diese Grenze aber ist überschritten und bereits ins Krankhafte umgebildet, sobald die Rindenperson gegen die Tiefenperson geschaltet ist. Das Überwiegen der Tiefenperson über die Rindenperson, die Dominanz der vegetativen Strömung führt zur Überschichtung unseres bewußten Seins durch das Unbewußte; wandelt in uns den Tag zur Nacht. Diese Steuerung führt in die Irre, in den Wahn...

So hätten uns die Überlegungen über den Schaltungsmechanismus, der die Verbindung zwischen Rinden- und Tiefenperson ordnet, zu weiten Erkenntnissen geführt. Vom normalen Menschen zum Künstler und über diesen hinweg zum Umnachteten.

Hier aber wollen wir den Gedanken abschließen. Und mit tiefer Bewegung erkennen wir, in welcher seltener Weise unsere Sprache all die tiefen Zusammenhänge erfährt und erfüllt. Sprechen wir denn nicht tatsächlich von der „Umnachtung“ des Geistes? Sprechen wir nicht von der Finsternis, von dem Dunkel, das den Geist des an Wahnsinn Erkrankten umhüllt? Ja, das Denken, der Geist sind umnachtet. Umnachtet, weil Nachtgeschehen, die Tiefenperson, sich über das Taggeschehen, die Rindenperson, erhebt. Die in uns lebende Gefühlswelt wird nicht mehr zu unserer Empfindungswelt. Eine Umkehr ist eingetreten, die Gefühle sind keine Korrektur mehr fähig; der Hemmungsapparat fehlt und damit ihre Überleitung in die bewußte Wahrnehmung der Empfindungen.

Der Kontakt zur Außenwelt beruht auf dem ergischen Prinzip, auf der Fähigkeit zu empfinden. Das Geschaltetsein der Rindenperson gegen die Tiefenperson bedeutet den Verlust unserer normalen Seelenlage und führt in die Verwirrung und nicht mehr in ihre Verirrung.

Verwirrung, Umnachtung; auch sie sind gebunden an jenen Schaltungsmechanismus, der normales Denken, normales Empfinden bestimmt und den Ausgleich herzustellen bemüht ist zwischen dem Tag- und Nachtmenschen in uns; eine Störung dieses Mechanismus läßt Nachtgebundenes zum Tagerlebten werden. In einem umgekehrten Geschaltetsein zwischen Rinden- und Tiefenperson liegt das Wesen aller Formen krankhafter Seelenlage.

Der Mensch, die Erscheinung, das Sein, ist geschaltet und gerichtet. Geschaltet in Bezug auf unser Innenleben und gerichtet in Bezug auf unsere Außenwelt. Im Gerichtetsein sehen wir die Funktion der Rindenperson zur Umwelt; im Geschaltetsein die Funktion der Tiefenperson zur Rindenperson.

So bleibt jede höchste geistige Produktivität dem Willen entzogen. Gleichviel, ob sie nun zum Aufbau oder zum Untergang der Persönlichkeit führen mag. Sie stammt aus dem Tiefenpersönlichen in uns und bildet sich krankhaft als Wahn ab, während sie im Gesunden zu Höchstleistungen führt. Und so wüßte ich dieses Kapitel nicht besser zu beschließen, als mit einem Ausspruch Goethes: „Jede Produktivität höchster Art, jedes bedeutende Aperçu, jede Empfindung, jeder große Gedanke, der Früchte bringt und Folge hat, steht in niemandes Gewalt und ist über aller irdischen Macht erhaben. Dergleichen hat der Mensch als unverhoffte Geschenke von oben, als reine Kinder Gottes zu betrachten, die er mit freudigem Dank zu empfangen und zu verehren hat. Es ist dem Dämonischen verwandt, das übermächtig mit ihm tut wie es beliebt, und dem er sich bewußt hingibt, während er glaubt, er handele aus eigenem Antriebe. In solchen Fällen ist der Mensch oftmals als ein Werkzeug einer höheren Weltregierung zu betrachten, als ein würdig befundenes Gefäß zur Aufnahme des göttlichen Einflusses.“



Am Fenster

Aufn. E. Hase

## JAGD MIT LISELOTTE

Skizze von Werner Jörg Lüdecke

Naumann war an der Reihe mit dem Erzählen, Willi Naumann, Kaufmann in der Textilbranche. Wirklich, wir waren gespannt auf seine Geschichte, zumal er von Anfang an damit einverstanden gewesen war, daß jeder etwas aus seinem Alltag erzählen sollte.

„Ihr alle kennt doch Liselotte.“

Natürlich kennen wir sie. Liselotte war sein Auto. Ein Kleinwagen älteren Modells, der für sein Alter noch verteuft viel hergab. Wir nickten eifrig: „Ja ja, natürlich.“

„Nun also — die Heldin der Geschichte, die ich jetzt erzählen möchte, ist Liselotte, und die Sache selbst ereignete sich im vorigen Herbst in Süddeutschland.“

Mein treuer Begleiter saß am Steuer. Schmidtmann ist ein ausgezeichnete Fahrer, der mich an Ruhe und Sicherheit bei weitem übertrifft. Wir bummeln so im 40-Kilometer-Tempo durch die Gegend. Hin und wieder begegnen wir einem Fuhrwerk, einmal auch einer Herde Schafe, und wir drosseln unsere Geschwindigkeit auf fünfzehn oder gar zehn Stundenkilometer. Dann kam die Dämmerung über die Berge und mit ihr eine Stimmung, aus der ich mich ungeniert stören lasse. Deshalb auch war ich recht unangenehm berührt, als hinter uns das Brummen eines Wagens näher kam. Ich wandte mich um. Ein großer Tourenwagen mit fünf oder sechs Insassen näherte sich rasch. Der Fahrer hupte mehrere Male ungeduldig. Schmidtmann lenkte die Liselotte so weit nach rechts, wie es auf dem schmalen Wege möglich war. Die anderen schoben sich an uns heran, und wir lagen dann einige Augenblicke auf gleicher Höhe. Ich konnte die Insassen gut erkennen. Dann waren sie vorbei.

Nun haben wieder Schmidtmann noch ich den gefährlichen Ehrgeiz, schneller zu sein als andere Wagen. Dennoch drehten wir nach einigen Sekunden auf und fuhrten dann vierzig Minuten lang das tollste Verfolgungsrennen, das ich je erlebt habe. Denn — als der Wagen etwa zwanzig Meter vor uns war, bemerkten wir beide zu gleicher Zeit, daß sein rechtes Hinterrad locker war und bereits stark schleuderte. Schmidtmann schaltete sofort den nächsten Gang ein, während ich laut und anhaltend

hupte. Im Nu waren wir aufgerückt, lagen fünf Meter, vier Meter, drei Meter hinter dem fremden Wagen. Die Insassen wandten sich um. Wir konnten sehen, wie sich ihre Gesichter an der Rückscheibe der Limousine zusammenzürten. Ich winkte. Jetzt waren wir auf gleicher Höhe. Ich winkte — und brüllte jetzt auch. „Hallo! He! Ihr Rad ist los!“ Aber meine Stimme ging vollkommen verloren. Der fremde Fahrer sah flüchtig zu uns herüber. Er lachte jetzt ganz offen und voller Spott. Dann schaltete er, gab Gas — und ließ uns einfach stehen. Zwanzig, dreißig, fünfzig, hundert Meter. Schmidtmann sah mich an und zuckte die Achseln. Dann deutete er mit dem Kopf nach vorn: „Oben in den Kehren! Hier ist nichts zu machen.“

Wir achteten nun darauf, daß der Abstand von dem gefährdeten Wagen nicht allzu groß wurde. Wieder hatte ich Gelegenheit, die Sicherheit meines Begleiters zu bewundern. Er hatte den Blick geradeaus gerichtet und fuhr ein phantastisches Rennen. Nicht einmal versuchte er, näher an den Wagen als auf hundert Meter heranzukommen. Denn es war sicher, daß unser Vordermann unsere Absicht mißverstehen — und wieder Gas geben würde. Und selbstverständlich stieg mit der Erhöhung der Geschwindigkeit auch die Größe der Gefahr, wenn das Rad sich plötzlich lösen würde. Wir sprachen kein Wort die ganze Zeit. Endlich waren wir in den Bergen. Hier konnte die Liselotte zeigen, was in ihr steckt, denn sie ist wendig und klettert wie eine Gemse. Und wieder erwies sich Schmidtmann als glänzender Taktiker. Er hielt auf der ersten Steigung sauber seine hundert Meter Abstand — und plötzlich, als unser Vordermann hinter einer Biegung verschwand, schaltete er, gab Gas, und mit einem Schuß war unsere Liselotte vorn. Fünfzig Meter, vierzig, dreißig — wenn doch erst wieder eine Kurve käme! Da — nun hatten wir die Bescherung. Der Fahrer vor uns hatte wieder Gas gegeben, und wir „standen“ wie eine Wanne. Mein Begleiter pustete heftig die Luft aus den Backen. Ich selbst war vollkommen in Schweiß gebadet. Fünfzig Meter — sechzig Meter — achtzig — hundert und das Rad schleuderte, daß man meinte, es müßte jeden Augenblick im hohen Bogen abspringen.

Dann wieder eine Kurve. Der große Wagen stoppte stark das Tempo ab und bog unbeholfen ein. Wieder tat die Liselotte einen mächtigen Schuß nach vorn. Jetzt aufgedreht! Ich starrte auf den Geschwindigkeitsmesser. 70 — 75 — 80 — 85 — 90 — 92 — 90 — mehr gab die Liselotte nicht her. Der Vordermann war wieder verschwunden. Eine neue Kurve! Langsam nahm Schmidtmann das Gas weg, die Bremsen kreischten, wir lagen in der Kurve wie ein Rennwagen. Jetzt raus — da! Wir hatten ihn. „Gas!“ brüllte ich. „Mehr noch mehr!“

Wir sind heran auf zehn Meter. Acht Meter — drei Meter — ich stehe auf und brülle und winke. Den Daumen habe ich auf den elektrischen Signalknopf. Tipp haben uns die Leute gehört. Sie gucken herüber, und einer tippt bezeichnend an die Stirn. Er ruft dem Fahrer etwas zu, und er dreht wieder auf. Sechs — acht — zehn Meter.

Barmherziger Himmel, das Rad! Es muß ja jede Sekunde abspringen! Da — wieder eine Kurve, Schmidtmann sieht starr nach vorn. „Höre“, sagt er. „Wir sind zwel, und das sind sechs. Und zwar Kinder. Soll ich was riskieren? Es kann schief gehen.“ — „Los, Mensch, riskier schon!“

Schmidtmann duckt sich über das Steuer, tritt fast den Gashebel durch, und die Liselotte schießt nach vorn. Zwanzig Meter, fünfzehn, zehn, acht. Unser Zeiger pendelt zwischen 97 und 100. Jetzt die Kurve. Der große Wagen stoppt und geht nach innen. Schmidtmann nimmt alles Gas heraus, wir gehen heran und schneiden dem schweren Tourenwagen die Kurve von innen einfach ab. Ich höre wie unsere Schutzbleche aneinander knirschen, die Bremsen schreien. ... Dann stehen wir, und hinter uns hält die große Limousine. Im Nu sind die Leute heraus und stürzen wütend auf uns los. Aber in diesem Augenblick geschieht das, was wir während des ganzen tollen Rennens befürchteten: Das rechte Hinterrad löst sich ab, rollt zur Seite und bleibt im Graben liegen. ...

Wir haben einen Berg von Einladungen bekommen, so für eine Seereise mit einer Privatjacht nach Norwegen. Aber man kann ja leider nicht so, wie man möchte. Nur ein neues Schutzblech für die Liselotte habe ich angenommen.“

## Kinderfrau auf zwölf Stunden

Von André Baron Foelckersam

Meine Schwester fährt fort und legt mir im letzten Augenblick Erika in den Arm. „Vergiß nicht!“, ruft sie noch aus dem Wagen, „daß sie zum zweiten Frühstück ihren Griesbrei bekommt, und paß auf, daß sie nicht in den Springbrunnen fällt, und nicht zum Stall läuft, und daß sie kein rohes Obst ißt, und keine nassen Füße bekommt, und wenn sie nach der Mutti weint, gib ihr Zuckerwasser, und um punkt sieben muß sie schlafen gehen.“ Und schon ist meine Schwester fort. Ich aber hatte Erika im Arm und bin zwölf Stunden Kinderfrau, denn das Fräulein hat heute ihren freien Tag.

Daß Erika nur nicht weint, denke ich, daß sie bloß nicht zu heulen beginnt! Ich weiß, bei kleinen Kindern ist es wie bei Landregnen: wenn sie sich eingeheult haben, kann es viele Stunden lang dauern. Sie sind Rekordschläger, die nicht einmal viel Training brauchen.

Schon verzieht Erika den Mund, kraust die Nase — ich kenne diese Stille vor dem großen Gebrüll. Gleich geht es los. Aber plötzlich besinnt sie sich, droht mir mit dem Finger und sagt: „Paß auf, daß Erika nicht fall, paß auf, daß Erika nicht verliert geht!“

Erika ist eine Art pausbäckige rosa Tulpe und duftet nach Kinderseife und Milch. Mit Engeln ist Erika befreundet, mit Fröschen, Hunden, Pferden, mit dem Mond, mit Schmetterlingen, Schnecken, Regenwürmern und allem, was man im Kinderzimmer nicht findet. Damit Erika auf fröhlichere Gedanken kommt, schleppe ich sie schnell ins Kinderzimmer, zu ihren Puppen. „Sieh mal, wie schön diese die Augen auf und zumachen kann!“

„Will nich, Puppel!“

„Aber guck mal, wie der Ball springt!“

„Will nich Ball!“

„Ach, was das für ein lustiger Teddybär ist! Hör mal, wie er quietschen kann!“

„Will nich Teddybär!“

Jetzt erst begreife ich Erikas Wünsche. Ich flüstere ihr etwas ins Ohr. Aber meine zarte Anfrage beleidigt sie. Erika stampft mit dem Fuß. Ich fange an, auf allen Vieren zu kriechen, belle wie ein Hund, miaue und beobachte dabei die Wirkung auf Erikas Laune. — Sie verzieht das Gesicht und kraust die Nase. Kein Glück! Ich sehe ein, daß ich mich lächerlich gemacht habe, und gehe ein Bilderbuch holen. Ich komme zurück, Erika ist fort. Ich stürze ans offene Fenster — Erika ist verschwunden. Ich laufe die Treppe hinunter — ein Glück daß sie zum Hinunterutschen auf dem Geländer noch zu klein ist, diesen Sport betreibt sie noch nicht. Ich rufe, ich renne umher — vergebens — Erika bleibt verschwunden.

Ich stürze in den Garten zum Springbrunnen und kann es gar nicht begreifen, wie ich meiner Schwester versprechen konnte, zwölf Stunden lang ein dreijähriges Kind zu hüten. Und jetzt ist erst eine halbe Stunde vergangen!

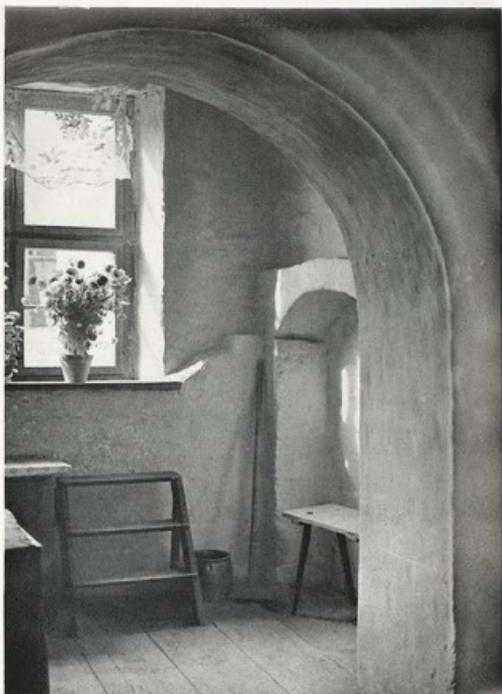
Da, in diesem Augenblick höre ich jemand hinter den Fliederbüschen singen. Eine hohe kränende Stimme. Das ist Erika, das kann nur Erika sein!

Wahrhaftig, unter dem alten Birnbaum sitzt sie mit Tobl, dem Fohrtier, im hohen feuchten Gras und verzehrt mit Wohlgefallen unreife Birnen. Dazu kräht sie ein selbstkomponiertes Lied.

„Erika“, sagte ich vorwurfsvoll, „wieviel unreife Birnen hast du gegessen?“ Und ich freue mich, daß Erika die Zahl ihrer Sündenfälle wahrscheinlich nicht kennen kann. Erika tut, als hätte sie nichts gehört, und geht, blitzschnell, heiter und liebenswürdig, auf ein angenehmeres Thema über: „Guck, da macht sich die Spinne eine Hängematte.“

Auch ich vergesse gern. „Erika“, sagte ich, „deine Puppen warten auf dich!“ Beim Wort „Puppen“ tritt eine unheimliche Veränderung in Erikas Gesicht. „Also, was willst du?“ frage ich ratlos. „Zu den Pferdchen!“ erwidert Erika mit leuchtenden Augen.

Mir fällt ein, daß der Stall ein verbotenes Paradies ist, aber ich weiß auch, daß wir beide trotzdem hingehen werden, auf Umwegen, damit Anna, die Köchin uns nicht ertappt. Ist man einmal vom rechten Wege abgekommen, dann verliert man ihn bald — und hat weniger Sorgen!



Im Stall rennt Erika begeistert von einer Box zur anderen, hockt sich hin, sagt „Ah!“, klatscht in die Hände und erklärt, daß sie auf dem weißen Pferd reiten muß. Ich setze Erika aufs Pferd. Erika strahlt und singt mit schwindelnd hoher Stimme eine Pferdehymne. Die Pferde spitzen die Ohren und hören zu. Danach begeben wir uns zu den Schweinen. Dort wird gerade gefüttert, und mir fällt dabei ein, daß Erika ihr zweites Frühstück bekommen muß. Aber beim Frühstück kutschiert Erika nur mit ihrem Löffel im Griesbrot herum und verlangt nach unreifen Birnen. Nimmt aber schließlich gnädigst Schokolade ein. Nach dem Essen wird heute mittag nicht geschlafen wie sonst: Es muß nach Regenwürmern gegraben werden, später entstehen Kanäle. Überschwemmungen, zu denen Gießkannen schnell verhalfen, und im Teppichbovor dem Hause baut Erika den Fröschen eine Laube. So haben wir alle Hände voll zu tun, bis zum Abend. Zuletzt muß noch die Puppenwäsche im Springbrunnen gewaschen werden: Erika liegt mit dem Bauch auf dem Steinrand und wäscht, und ich halte sie an den Beinen.

Dann beginnt es plötzlich zu regnen. Ich schlage Erika vor, ins Haus zu gehen, aber sie rennt davon, rollt auf der Wiese durchs nasse Gras und kreischt vor Vergnügen. Als an Erika nichts mehr trocken ist, beschließen wir, nach Hause zu gehen. Im Kinderzimmer verlasse ich sie einen Augenblick, um trockene Wäsche zu holen. Wie ich zurückkomme, hantiert Erika mit Stecknadeln, in souveräner Ruhe, wie ein Fakir. Im selben Augenblick kommt Tante Lucie ganz unerwartet hereingeschnitten. „Großer Gott, das arme, arme Kind!“ ruft sie, entreißt Erika die Stecknadeln und sieht mich empört an. „Wie kann man auch Kinder einem jungen Mann anvertrauen!“ — Erika und ich empfinden Tante Lucie als Störung.

Als Tante Lucie endlich gegangen ist, machen wir eine Kissen-schlacht. Und errichten schließlich aus allen Möbeln des Kinderzimmers einen Turm. Ganz oben steht Erika und springt, wenn ich „drei!“ sage, mit einem Wonneschrei herab, und ich fange sie auf. Bei diesem schönsten Spiel des ganzen Tages, das uns

beide restlos beglückt, merken wir nicht, wie meine Schwester ins Zimmer kommt.

Stumm entleibt sie mir Erika, nimmt sie zu sich auf den Schoß und erkundigt sich bei ihr, ohnehin nur eines Blickes zu würdigen, wie sie den Tag verbracht hat.

Da begann Erika treu und begeistert genau zu berichten. Ich verließ eiligst das Zimmer.

Meine Schwester hat, wie viele Mütter, unersütterlich feste Prinzipien über Kindererziehung. Obgleich ich versucht habe, ihr zu erklären, daß ein Kind wie ein junger Indianer oder ein Welp aufgezogen werden muß, will sie nichts davon wissen — und wieder geht ein junges Pädagogentalent in aller Stille zugrunde.

## Das unverbindliche Stelldichein

Von Wilhelm Dietl

Wutzig ging über eine Brücke, sein Schritt schwankte etwas, er hatte Bier getrunken, nicht sehr viel, aber immerhin, sein Schritt schwankte. Auf dem Brückengeländer saß ein steinerner Herkules, im muskelstrotzenden Arm Pfeil und Bogen, und eine Steinjungfrau mit kleinen Kinderbrüsten und hohen gewaltigen Schenkeln. Wutzig blieb stehen, strich verträumt mit der Hand über einen solchen Schenkel, besann sich aber gleich wieder, sah kurz um sich und ging weiter.

Bogenlampen waren kleine Monde. Aber wo war der Mond selbst? Er verbarg sich hinter einer Kirchturmspitze. Wutzig ging durch eine enge Straße, las auf einem Pappkarton „Tanzunterhaltung“, öffnete die Haustür, an der der Pappkarton hing, trat in einen gedämpft erleuchteten Raum mit runden Tischchen, und sah um sich, sah Männer und wieder Männer, ein großer Herrenzirkus, fast keine Damen. Gab es denn keine Frauen mehr auf der Welt. Er setzte sich, trank von dem Wein, den ein flinkes, strohblondes Mädchen mit fernem Lächeln ihm hinstellte, sah in einen Spiegel an der Wand, aus dem ein Mann mit idiotischen Augen ihn anstierte, und erkannte an der Art, wie der Mann sich soeben mit den Fingern durch die Haare fuhr, daß dieser Mann er selbst war: Ein Tier sieht dich an. Ein Gramola knarrte, und im vorderen Teile des Saales tanzte man. Wutzig erhob sich und knirschte: „Ich werde tanzen, ich muß tanzen.“

Er verbeugte sich vor einer Dame in Blau, sah Gesichter in die Höhe gehen, Männergesichter am Tische, starr wie Masken. Er sah die Dame eine Kaffeetasse zum Munde führen, sah ihre Linke zum Abfangen wegsinkender Tropfen vorsorglich darunter

gebreitet, und erstarrte in einer verbindlich seinsollenden Haltung, das Gesicht ernst, fast streng — ein Fotograf hätte um eine freundlichere Miene gebeten. Die Männer am Tische glichen Wachfiguren aus einem Panoptikum.

„Ich bitte“, sagte er, seine Verbeugung wiederholend. Die Dame erhob sich, sie war kleiner als er dachte, eine Sitzgröße also. Sie berichtete gleich zu Beginn des tänzerischen Vergnügens, daß es sehr heiß im Saale sei, was er bestätigten konnte, und erklärte im weiteren Verlaufe noch, daß er sehr gut tanze. Ihre großen runden Kinderaugen in einem nicht mehr ganz glatten Gesichte glänzten dabei auf.

Der Tanz war zu Ende, ob er auch um den nächsten bitten dürfe, fragte er vorsorglich.

„Gerne“, sagte sie.

Er bekam jeden Tanz von ihr. Ein liebenswürdiges Geschenk bei dem Überfluß an Männern im Saale.

Mitternacht war längst vorüber, als sie sich verabschiedeten. Nein, er brauche sie nicht nachhause zu führen, sie nehme einen Wagen.

Die Musiker packten ein. Er saß allein an seinem Platze, er saß sehr bequem, er konnte die Beine einmal so und einmal so überschlagen, und sich denken er sei ein Staatskerl. Er durfte sie wiedersehen, nein, nicht auf der Straße, in einem Lokal bitte, ja? — Gut, sehr gut.

Schließlich war er nur noch der einzige Gast im Saale. Die Lichter waren bis auf wenige Lämpchen abgedreht. Auf den leeren Tischen wurden bereits mit hartem Knall die Stühle aufgesetzt. Ganz hinten im Saale bewegte sich einkehrbesen. Es roch nach kaltem Rauch, nach Parfüm und nach Schweiß. Das halbvolle Glas auf dem Tische schob er mit einem Eckel von sich. Die Garderobefrau, die ihn vom Saaleingang aus beobachtet hatte, trat zu ihm, eine Hand auf seine Schulter legend. Er griff sich gequält an den tobenden Schüdel.

„Kopfschmerzen?“ fragte sie. „Ich bringe Ihnen etwas.“ Sie brachte ihm ein Glas Wasser und auf einem Teller eine Tablette Pyramidon. Er zerkaute wild die Pille, und spülte sie mit einem Schluck aus dem Glas hinunter.

Draußen an der Garderobe setzte er den Hut verkehrt auf. Daheim in seinem Zimmer merkte er es, als er in den Spiegel sah. Ein Tier sieht dich an. —

Er saß in der Ecke eines Kaffeehauses, vor sich auf dem Tische ein illustriertes Blatt, im Munde eine Zigarette. Er las nicht, und besah sich auch die Bilder nicht, die er Seite für Seite aufschlug, er rückte und zog an seiner Kravatte: er war nervös, er erwartete eine Frau, ein Mädchen, das er liebte, zu lieben glaubte, an das er seit acht Tagen dachte, mit Stolz dachte, besitzerfro.

Er sah auf die Uhr, die Uhr zeigte sieben. Um sieben soll es sein. Vielleicht kommt sie nicht, sicher kommt sie nicht, es ist gut, daß kein Mensch weiß, daß man auf ein Mädchen wartet. Man ist hier um eine Tasse Kaffee zu trinken, und ein illustriertes Blatt zu lesen.

Als er wieder einmal aufblickte, stand einige Schritte vor ihm unbeweglich eine Gestalt. Er sah sie starr an, machte eine Bewegung sich zu erheben, und die Gestalt eine solche, sich zu nähern. Auf halbem Wege trafen sie sich.

„Ich sehe schlecht“, sagte sie Platz nehmend.

Er wartete, bis die Kellnerin die Bestellung abgenommen hatte, dann bot er ihr Zigaretten an, aber sie rauchte nicht.

Nachdenklich betrachtete er sie. Sie lebte anders in ihm, frischer, jünger, und auch hübscher. Es fiel ihm ein, daß er halb betrunken war, als er sie kennen lernte.

Ob sie viel tanze, fragte er.

„Selten, ganz selten“, sagte sie, unter seinem forschenden Blicke errötend.

„Laufen Sie auch Ski?“ fragte er. Im illustrierten Blatt lief ein Mädchen im Badetrikot Ski. Er suchte andere neue Vorzüge an ihr, für die verloren gegangenen rein äußerlichen.

Sie hob erstaunt den Kopf, ihr Gesicht färbte sich dunkler, ihre Augen sahen prüfend in die seinen, suchten ein verräterisches schmerzte nicht.

Kühl, beinahe schroff, verneinte sie.

„Nicht, weshalb nicht?“

Wochenmarkt

Aufn. F. Kleinshmiel



Sie beugte den Nacken, seine Frage, eindringlich, hart, traf sie wie ein grausamer Schlag.

„Der Arzt hat es mir verboten.“

Er warf einen prüfenden Blick auf breite, fast männliche Schultern. Vielleicht ein Herzklops, dachte er.

„Für mich hat so ein Zusammentreffen beinahe etwas Aufregendes“, sagte er nach einer Pause mit einem betont glücklichen Lächeln, um eine Enttäuschung, die er glaubte, daß sie an ihm wahrgenommen werden könnte, nicht merkbar werden zu lassen. „O, so etwas ist doch ganz unverbindlich“, sagte sie.

Er senkte rasch den Blick auf den Tisch, auf das illustrierte Blatt. Die Filmschauspielerin Soundso, die Besitzerin übermenschlich schöner Schenkel genoß Badefreuden. Er sah wieder auf, lächelte mit starren Lippen sehr unverbindlich. Das war nun aus.

In einer Ecke saß die Kellnerin, die Hände im Schoße, das Kinn auf der Brust. Sie schlief oder schien zu schlafen, vielleicht hing sie auch einem Kummer nach, einer Sorge, einer Sorge um eine Liebe, um eine ganz unverbindliche Liebe.

Er sah unter dem Tisch auf seine Armbanduhr.

Sie schien die Bewegung gesehen zu haben und sagte rasch: „Ich muß leider bald gehen.“

Er fühlte wie eine Beklemmung von ihm wich, er machte aber doch eine höflich bedauernde Miene.

Beim Verlassen des Lokals schoß ihm eine brennende Röte ins Gesicht. Er nahm ihr rasch den kleinen Koffer ab, den sie bei sich trug. Sie bemerkte seine Verlegenheit, die minutenlang anhält, und lächelte fein.

An einer Ecke trennten sie sich.

Sie ging tapfer die Straße hinunter, aber bei jedem Schritt, den sie ging, nahm sie beide Arme bis in Brusthöhe hoch, neigte den Oberkörper stark nach rechts, und zog den linken Fuß nach. Ein derartiges Zusammentreffen ist doch ganz unverbindlich. Er drehte sich nach einem Mädchen mit flinken schlanken Beinen um und nannte sich „Kerl“ und nochmals „Kerl“.



Thora wußte nicht recht, was sie wohl antworten sollte. Jählings hatte das Gespräch eine Wendung genommen, gegen die ihre Schlagfertigkeit nicht gewappnet war. „Sie sind auch verheiratet?“ fragte sie zwecklos, erröte und dachte, daß sie eins vorlaute und unnütze Frage getan habe. „Gewiß.“ Wirklich, seine Antwort klang einigmaßen erstaunt.

„Und Kinder, nicht wahr?“ fragte sie weiter, auf Glatteis geraten und nun hilflos weiterleitend. Selbst die ratlosen, beschwörenden Blicke der Mutter konnten ihr nicht helfen.

„Auch das!“ antwortete der Arzt freundlich.

„Jungens?“

„Lauter Jungens.“

„Wieviele?“

„Vier!“

„Hau?!“ Sie legte das Köpfchen schief, die kleine, schmale Schönheit mit ihren unerfahrenen, neunzehn Jahren; bei jeder ihrer Bewegungen hüpfte kleine, braune Ringelöckchen um Hals und Wangen, die Helle ihrer Augen lachte. „Das müssen aber lustige Jungens sein. So wie Siel Wenn ich ihr Lachen am Hauseingang hörte, wurde mir schon besser. Ich meinte dann, das Fieber sei gesunken und die Schmerzen hätten nachgelassen. So haben Sie wohl auch Ihre Jungens erzoget? Sind sie laut und wild?“

„Ziemlich“, gestand der Arzt und lachte mit dem ganzen Munde vor Freude über dieses Mädchen.

„Ich möchte sie wohl einmal sehen . . .“, setzte Thora ihr Gespräch fort, „solche Jungens, so wie Brüder, ich habe leider nie welche gehabt —“

„Thora“, warnte die Mutter, „du bist wirklich lästig, finde ich.“ Wiederum trat der Arzt für das Mädchen ein. „Wieso denn? Kommen Sie nur einmal zu uns, Fräulein Thora, wenn Sie die ersten Ausgänge unternehmen, und sehen Sie sich bei dieser Gelegenheit meine Jungens einmal an! Ob sie bestehen können?“

„Oh, ich verstehe etwas von Kindern“, trumpfte Thora auf und übersah den Zorn ihrer Mutter. „Ich kann sofort feststellen, welcher gut und welcher schlecht erzoget ist!“

„Meine armen Jungens — hoffentlich kommen Sie nicht gerade, wenn ich Sprechstunde abhalte oder Besuche mache, denn nun möchte ich Ihnen die Kerls selber vorführen.“

„Gemacht!“ schrie Thora übermütig und federte aus ihrer hockenden Stellung. „Einen Kurz vorläufig an die Prachtkerl!“

„Gemacht!“ erwiderte der Doktor, entsann sich erschrocken seiner anderen Patienten, denen er verpflichtet war, gab den Druck seiner Hand und gute Ermahnungen an Thora, mit ihnen einen Hauch seines aufrichtenden und erhellenden Wesens zurück-

## JAWOHL, VIER JUNGENS . . .

Erzählung von Christel Broehl-Dehlaes.

Thora saß mit untergeschlagenen Beinen im Bett und horchte zum Treppenhaus hin, denn sie hatte des Arztes schnelle, fröhliche Stimme schon in der Diele vernommen. Auf den gedämpften Stiegen klang männlich und wohlabgemessen sein rascher Schritt, sein Finger pochte an die Tür.

Die strahlende Thora rief zum Eintritt, sie blieb in ihrer Stellung und glich so eher einer lieblichen Tempelgöttin als einer bedauernden Patientin. „Ich bin gesund!“ rief sie, noch ehe die Gestalt des Doktors den Raum erobert hatte, noch ehe sein Blick ihren Zustand beurteilen konnte. „Schnell! Schreiben Sie mich gesund, Herr Doktor!“

Die Mutter, die den Arzt begleitete, traute so viel überwindender Jugend einfach nicht, und sie klagte ohne Verstehen: „Dieses Kind! Seit zwei Tagen quält es mich um aufzustehen. Solch ein Leichtsinn . . .“

Doktor Brodehäft nahm den dargebotenen Stuhl, faßte Thoras Hand zur Begrüßung und hielt gleichzeitig den Puls . . .

„Hm“, sagte er schmunzelnd vor diesem Bild aus Jugend, Schönheit, Kindlichkeit und Kraft, „dann hätten wir das also wieder einmal geschafft. Das Kind ist tatsächlich gesund.“ Sich zurücklehnd zu der behutsamen Mutter, welche die Arme müde auf das gewölbte Fußende des Bettes aufgestützt hielt: „Es ist kaum zu glauben, was alles der junge blühende kräftige Mensch zu überwinden vermag. Unglaublich, unglaublich —“. Einen Finger machte er zu Thora hin: „Aber trotzdem nicht mehr so unbesonnen mit den Kräften wirtschaften! Auch der stärkste Körper kann einmal ernstlich Schaden nehmen, wenn ihm ein Zuviel zugemutet wird.“

„Ich sage es immer“, fiel schnell die Mutter ein, froh, daß der Arzt dieses eine Mal zu ihren Ansichten sich aussprach, „diese anstrengenden Arbeiten! Daneben immer noch Studien, Versuche außer der Reihe.“

„Diese größeren Berufe, die der Mann mit seiner in jeder Hinsicht stärkeren Verfassung leichter ausüben kann!“ Der Arzt zeigte ein finsternes Gesicht. „Ein schönes, gesundes Mädchen heiratet! Und hat damit sofort den schönsten Beruf!“

lassend in dem Raume, den einige Wochen lang die Seufzer und Klagen, das rasche Atmen und leise Stöhnen eines heftig erkrankten Menschenkinde durchweht hatten.

Thora Bremer stand schnell wieder auf ihren flinken und mutigen Füßen, nähergerückt der Wirklichkeit nach vielen langen Fieberträumen, schon wieder dicht am Alltag mit seinen harten und unbarmherzigen Forderungen. Zwei Wochen noch, und sie würde ihre alte Stelle wieder innehaben. Und da klappte nun plötzlich eine kleine Lücke, zwischen der Gegenwart und dem Kommenden. Beruf? Der Doktor hatte andere Dinge gemeint! Richtig: Der Doktor. Wollte sie nicht seine Kinder besuchen?

Sie machte sich an einem Nachmittag früh auf den Weg. Unterm Weg nahm sie aus mehreren Verkaufsläden freundliche Dinge mit: Knabenbücher, Bastelzeug und Leckereien. Darf man je zu Kindern ohne Gabe gehen? Auch die Erwachsenen sollten beschenkt werden, nicht nur die Kinder, und nicht nur zwei- bis dreimal im Jahr mit großen Dingen, nein, mit kleinen Sachen außer der Reihe. Und sie nahm für die Frau des Hauses Blumen mit.

Solch ein Märchenwesen, wie es heute an des Doktors Tür klingelte: Halb Wintertraum in ihrem mottigen Pelz, halb Frühlingselfe mit den Blumen und den buntenverschürten Paketen.

Ein junger Mann trat zu ihr, betrachtete sie staunend und meinte: „Es ist keine Sprechstunde heute.“

„Ich weiß wohl!“, sagte Thora und beachtete ihn nicht weiter. „Ich will nur die Kinder sehen.“

„Ach, Sie haben Kinder drinnen?“ forschte überrascht der junge Mann.

„Ich nicht! Der Doktor! Er weiß Bescheid.“ Und dann wußte sie nicht, warum sie diesem fremden, jungen Mann Auskunft geben sollte.

„So darf ich Ihnen wohl aufschließen?“ fragte der junge Mann. Nun gab sie sich die Mühe, ihn anzusehen? „Sie gehören zum Hause?“

„Allerdings!“ Diese Antwort nun fand Thora schnippisch, mindestens reichlich überlegen. Aber er sagte das mit den gleichen lachenden Augen wie der Doktor, mit dem gleichen heiteren Mund, mit den raschen Bewegungen.

„Dann will ich Sie also meinem Vater melden.“ „Sie? Ihrem Vater?“ stammelte Thora verständnislos. „Machen Sie doch keine Witze!“

„Witze?“ empörte sich der junge Mann. „Mit welchem Recht zweifeln Sie daran, daß Doktor Brodehäft mein Vater ist?“

„Aber die Kinder?“ flüsterte Thora und sah keinen Ausweg mehr aus dem Labyrinth der Lächerlichkeit, in das sie hineingelaufen war. „Wo sind denn die Kinder?“

„Welche Kinder?“ „Seine Kinder.“ „Das jüngste ist — siebzehn.“

Eine Hand, von der Neugier geleitet, zu erfahren, was wohl da draußen sich zutragte unter erhobenen Stimmen, öffnete eine

## Der Jugend-Verlag setzt Prämien aus

Von Tag zu Tag nimmt auf der ganzen Erde das Heer der Amateur-Fotografen zu. Die Lichtbilderei ist eine Form geworden, die jedem gestalterische Tätigkeit gestattet, die vielerlei Interessen unter zahlreichen Absichten und Möglichkeiten erfüllt.

**Kamera, Film, Dunkelkammer allein tun es aber noch nicht, wenn die fotografische Tätigkeit wirklich vollen Erfolg bringen soll. Es gehört ein stetiger Führer dazu, der über alle Neuheiten kritisch und objektiv, frei von einseitiger Industrie-Klamme, berichtet, laufend Anregungen gibt und die besten Lichtbilder zeigt und erklärt.**

Diese Aufgabe hat die preiswerte Kunstdruckzeitschrift DIE FOTOWELT übernommen, die monatlich zum Preise von 25 Pfg. im Verlag der Jugend erscheint. Hier ist ein wirklicher Berater geschaffen, der für keinen eine finanzielle Belastung bedeutet.

Deshalb werden es alle Amateure begrüßen, wenn sie die FOTOWELT kennen lernen und stets daraus Nutzen ziehen können.

Um hier diese Zeitschrift immer weiter Ihrer Aufgabe und Bestimmung zuzuführen, werden hiermit unsere Leser aufgefordert, uns Adressen von fotografierenden Freunden und Bekannten aufzugeben, an die wir Probehefte versenden, oder aber selbst den Versand durchzuführen, um einen vielleicht noch besseren Erfolg zu haben. Insbesondere auch die in Kleinstädten und Dörfern wohnenden Amateure sollen auf diese Weise erfaßt werden.

Selbstverständlich ist die Tätigkeit nicht umsonst. **Für jeden neuen Abonnenten der FOTOWELT, der die Zeitschrift wenigstens ein Jahr lang bezieht, stellen wir dem Werber nach freier Wahl für RM. 2,50 Bücher aus unserem Verlage zur Verfügung.**

Werbematerial, d. h. Prospekte und Werbehefte, stellen wir jedem gern unverbindlich und kostenlos zur Verfügung.

Wir bitten um eine recht tatkräftige Mithilfe und um Anforderung der Unterlagen zur Werbung vom Gerhard Isert-Verlag, Magdeburg, Halberstädter Str. 98.

Zimmerter. Es war Doktor Brodehäft selbst, der nach draußen trat ...

„Das Fräulein Thora! Sieh da, meine kleine Genesene! Herzlich willkommen, liebes Kind! Meine Jungens haben schon tagelang auf Sie gewartet.“ Und es poltert hinter ihm, rechts und links von ihm, und über seine Schulter hinweg spähen Gesichter: Zweilundzwanzig, zwanzig und siebzehn, fast achtzehn Jahre alt. „Und hinter Ihnen der Älteste!“ erklärte der Arzt.

Thora hatte von atemlosem Entsetzen, von Enttäuschung und Schrecken sich gefaßt und sagte nun mit einer ganz zaghaften Stimme: „Das also sind die Jungens ... ich dachte, es wären — Kinder.“

„Das habe ich nicht gesagt!“, schmunzelte der Doktor. „Laut sind sie doch und wild dazu, und famose Brüder können sie auch sein.“ Da platzte der Packen unter Thoras Arm und goß seinen Inhalt über den Boden der Diele aus: Basteleien, Abenteuerergeschichten, bunte Karamellen. Selbst der nie verlegene Doktor schaute entgeistert.

„Was ist denn das bloß?“ fragte er. Thoras Gesicht flammte in Scham und Trotz. „Geschenke für die — Kinder!“ stieß sie heraus, mit klammer Kehle, mit schwimmenden Augen.

Mit Trara stürzte sich der Siebzehnjährige auf die Räuberpistole. „Klotzig!“, rief er jubelnd, „einfach großartig!“ Und gab einen tollen Schuß ab. „Tantenbesuch im Kinderzimmer! Juchhe! Er bekam einen Lachkrampf, den die Karamellen noch verschlimmerten die er sich haufenweise in den Mund stopfte.

Die Schnelligkeit des Geschehens hinderte den Doktor, in die Szene einzugreifen und Thora aus tödlicher Scham zu befreien.



## Mein Junge

Aufn. F. Lotteyer

Zu überraschend kam ihm selber der Besuch. Von jungen Menschen hat er gesprochen, Kinder erwartete sie. Und als sie sich wendete, entzückend im wilden Tanz der zitternden Löckchen, fliegend an allen Gliedern, mit todwehem Ausdruck in vertrauenden Augen, vermochte sie nicht Wort noch Geste von ihm zu erreichen und zu halten, aber dem ältesten Sohne donierte er es zu, ihm, der schon Assistent war an einem Krankenhause und dereinst des Vaters Praxis übernehmen sollte: „Ihr nach! Du mußt sie einholen! Und bring' sie zurück! Unbedingt!“

Des Doktors Söhne waren Kerls! Und so überredete auch Kurt Brodehäft ein weinendes, ganz und gar eingeschüchtertes Mädchen, brachte es heim an seinem Arm, so daß es der Frau des Hauses doch noch den Blumenstrauß überreichen konnte, erglühend wie ein Frühlingsmorgen vor der aufsteigenden Sonne, einen Stinkfuß empfangend dafür von der gütigen Frau. Thora saß dann unter den jungen Leuten, eine zarte Schwester, bald von männlicher Ritterlichkeit umgeben, die dem Entzücken und der Bewunderung entsprangen über den lichten und seltenen Besuch in ihrer von derben Scherzen und brüderlichen Puffen erfüllten Gemeinsamkeit. —

Nach manchem Weggang Thoras aber war es ein Junge von den Jungens, der älteste der Brüder, der das Mädchen immer wieder zurückholte, in das von strahlendem Leben und heiterer Behaglichkeit durchsonnte Doktorhaus. Er holte sie so oft, bis sie nie mehr wegging.



# DIE LUSTIGE „JUGEND“

## Der gelehrige Papagei

Aus besonderen Gründen wollte Herr Meier seinem Papagei das Wort „Tante“ beibringen. Der sonst sehr gelehrige Vogel weigerte sich hartnäckig, das Wort nachzusprechen. Aus besonderen Gründen lag Herrn Meier jedoch sehr viel daran. Der Papagei beherrschte viel schwierigere Worte, aber „Tante“ sagte er nun einmal nicht. Herr Meier verlor die Geduld, zauste und schüttelte den Papagei: „Willst du wohl ‚Tante‘ sagen“, schrie er ihn an. Das Tier schwieg verstockt. Herr Meier, immer wütender, haute dem Papagei rechts und links um den Schnabel: Willst du wohl ‚Tante‘ sagen! Willst du wohl ‚Tante‘ sagen!“ Über diesen vergeblichen Versuchen war es Abend geworden. Kochend vor Wut, sperrte Herr Meier den Papagei zur Strafe in den Hühnerstall. Als Herr Meier am nächsten Morgen nach dem hoffentlich gebesserten Papagei sah, lagen elf Hühner verendet am Boden, und das letzte, zwölfte, schüttelte und zauste der Papagei, wobei er ihm rechts und links um die Ohren hieb und in einem fort schrie: „Willst du wohl ‚Tante‘ sagen! Willst du wohl ‚Tante‘ sagen!“

Mutter ist in das Kinderzimmer gekommen, um gute Nacht zu sagen.

„Es ist so kalt, Mutti“, sagte Hanncchen.  
„Ja, Liebling“ erwiderte die Mutter. „Aber decke dich gut zu, die Engel halten dich warm.“

Hanncchen tat, wie ihr gesagt wurde. Aber nach einer kurzen Überlegung blickte sie wieder zu ihrer Mutti auf.

„Mutti, kann ich statt des Engels eine Wärmeflasche bekommen?“

Herr Adam fährt nach London, mietet ein Zimmer, schreibt an die Tür: Adam.

Daraufhin nennen ihn die Leute nach englischem Gebrauch Edem.

Nanu? denkt Adam, aber ihm soll's gleich sein, nimmt einen neuen Zettel, schreibt an die Tür Edem.

Natürlich nannten ihn die Engländer von nun ab Idem. Verflucht, dachte Adam, was soll man tun? Egal, nennen wir uns Idem. Und er schreibt seinen neuen Namen an die Tür.

Worauf man ihn schnurstracks Eidem titulirte. Da packte ihn die Wut, er holte ein Stück Kreide und schrieb groß an die Tür Adam.

## Gelehrteglück

Vor einem halben Jahrhundert las der Naturwissenschaftler Professor Leipert an der Universität Genf über Zoologie. Als Achtzigjähriger hielt er seine Abschiedsvorlesung.

Der Professor gab seinen Hörern einen Überblick über seine wissenschaftlichen Bestrebungen, die hauptsächlich dem Leben der Kleintiere gewidmet waren.

Mit erhobener Stimme zog er den Schlußstrich über sein Lebenswerk: „Ziehe ich das Fazit meines Lebens, so kann ich mit Genugtuung sagen: Der Traum meiner Jugend waren die Eingeweidewürmer, und der Abend meines Lebens wurde durch die Wasserflöhe verschönt...“

## Ein unerwarteter Erfolg

Der englische Arzt Dr. James Fulton, gleicherweise durch seine sicheren Prognosen wie durch seine Zerstreuung berühmt, wurde einmal zu einem Millionär geufen, der an Hypochondrie litt und von dem man sagte, er habe noch nie in seinem Leben gelacht. Der Arzt trat an das Bett des Kranken, fühlte nach dem Puls, zog die Uhr heraus und zählte vor sich hin: „Sieben, acht, neun, zehn, Bube, Dame, König, As...“

Der Millionär brach über diese seltsame Zählmethode des zerstreuten Arztes, der leidenschaftlich gern Karten spielte, in Lachen aus, faßte Vertrauen zu ihm und wurde geheilt.

### Steigerung

Träumerisch sagte er: „Nach einem anständigen Glas Mosel siehst du nochmal so schön aus.“  
„Ich habe doch aber gar keins getrunken.“  
„Nein, aber ich.“

### Fritzens Laute

„Mutti, sieh einmal, ich habe mir aus einer Zigarrenkiste eine feine Laute gemacht!“  
„Ist ja großartig, Fritzen. Aber woher hast du die Saiten?“  
„Die sind aus dem Klavier.“

### Der wahre Grund

Sie: „Max, dein Haar wird dünn. Ich glaube, das kommt von deinen Hüten.“  
Er: „Nein, von deinen Hüten.“

### Schottischer Krieg

So um das Jahr 1800 herum führten die Schotten einen Krieg. Zum Kriegsminister kam ein Erfinder. Er sagte:  
„Sir, ich melde ein Patent an, das die Kriegskosten auf ein Zehntel vermindert.“  
„Und das wäre?“  
„Befestigen Sie vor dem Abschub ein jede Kanonenkugel eine lange Eisenkette. So können wir die Kugeln immer wieder daran zurückziehen, wenn sie getroffen haben.“



Die verkannte Parforcejagd  
„Geh', laß's mich mitspielen.“

L. v. Horvath

### Versöhnung

„Kurtchen“, sagte die junge Frau in den Flitterwochen, „sei doch nur nicht böse. Minna hat den Braten anbrennen lassen! Kann dich ein Kuß versöhnen?“  
„Na gut, ich bin ja schließlich kein Unmensch. Hole sie her.“

### Grund genug

„Meinen Schülern habe ich jetzt verboten, daß sie das Kino besuchen.“  
„Verstehe ich nicht, Historische Filme bilden doch.“

„Das schon. Aber auf die Frage, wer Katharina die Große war, bekomme ich zur Antwort: Marlene Dietrich. Wenn ich wissen will, wer August der Starke gewesen ist, so sagen sie: Michael Bohnen.“

### Stimmt doch!

„Sehen Sie sich einmal meine Muskeln an! Sache, was?! Damit kann ich einen fahrenden D-Zug anhalten.“  
„Sie sind der größte Schwindler, der mir je begegnet ist.“  
„Das gerade nicht — aber Lokomotivführer.“

### Das Rezept

Zwei Väter unterhalten sich über ihre Söhne. Klagt der eine:  
„Da habe ich nun Tausende ausgegeben, um den Jungen in die Höhere Schule zu schicken. Aber der Bengel nimmt sich nicht einmal die Mühe, mir zu schreiben.“  
„Komisch, ich bringe es immer fertig, daß mein Junge mir schreibt.“  
„???“  
„Ich schreibe ihm, daß ich ihm anliegend zehn Mark schicke. Ich vergesse dann bloß, den Schein beizulegen.“

### Der Pianist

„Wie gefällt Ihnen der Pianist?“  
„Er erinnert mich ein bißchen an Schiller.“  
„Aber erlauben Sie mir Schiller war doch kein Pianist.“  
„Denken Sie, der hier vielleicht?“

### Sicher ist sicher!

Eine ältere Frau vom Lande erscheint beim Fotografen und will sich fotografieren lassen. Bevor die Aufnahme gemacht wird, bindet sie sich unten den Rock zu. Der Fotograf erklärt, daß er sie so doch nicht fotografieren könne. Darauf antwortet die Frau:

„Bilden Sie sich vielleicht ein, ich weiß nicht, daß ich auf der Mattscheibe kopfsteh?“

### Das Examen

Medizinische Prüfung. Der Kandidat ist ein Ungar. Der Prüfende zeigt auf ein Organ und fragt: „Was ist das?“

„Das ist das Leber.“  
Der Prüfende meint: „Erstens sagt man nicht Leber, sondern Leber. Zweitens heißt es nicht das Leber, sondern die Leber. Drittens ist es nicht die Leber, sondern die Milz.“

### Soll warten

Bei Professor Tiefsinn ist Nachwuchs angekommen. Das Kindermädchen teilt dem Professor das Ereignis mit: „Herr Professor“, sagt sie, „es ist ein Knabe.“  
„Ich bin im Augenblick stark beschäftigt“, meint der Professor. „Er soll nachher nochmal wiederkommen.“

### Neun für zehn

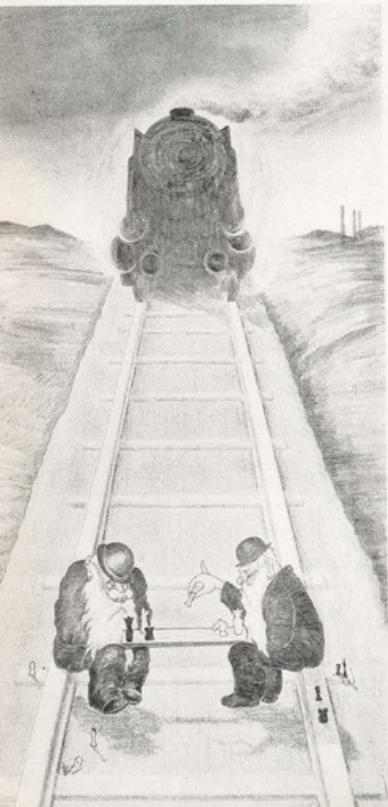
Gewaltiger Sturm. Haushohe Wogen. Das Schiff krachte in allen Fugen. Der Kapitän fragt die Mannschaft: „Wer von Euch kann beten, Jungens?“  
„Ich, Kapitän.“  
„Dann bete, mein Junge. Wir sind zehn Mann und haben nur neun Rettungsringe.“

### Wachsam

Käufer: „Der Hund gefällt mir gut. Ist er auch wachsam?“  
Verkäufer: „Und wie! Er braucht bloß bei dem kleinsten Geräusch geweckt zu werden, und schon bellt er aus Leibeskräften.“

„Ja, wenn Sie den Zug machen, bin ich allerdings verloren!“

L. v. Horvath



### Unbedingt Klarheit

Richter: „Nun frage ich Sie, Zeuge, haben Sie oder haben Sie nicht zu dem vorhin angegebenen Zeitpunkt oder bei einer anderen Gelegenheit, früher oder später gesagt oder angedeutet, dem Angeklagten gegenüber oder einer anderen Person, mit der Sie am 12. März oder am Tage vorher oder nachher zusammengekommen sind, daß ihr Schwager zu seiner Frau gesagt hat, daß der Unfall, sei er nun verschuldet oder nicht, auf keinen Fall mit dem Unglück vom 21. Januar verglichen werden kann, weswegen der Verteidiger schon den Angeklagten gefragt hat, ob er oder sein Chauffeur verantwortlich sei? Antworten Sie deutlich: Ja oder nein!“ Zeuge: „Ja oder nein!“

### Darum!

Das große Boxmatch steht bevor. Müller kauft sich einen Punchingball. Trainiert den ganzen Tag. Er drost auf den Ball, sprang, hüpfte, schlug rechte Geraden, linke Geraden, Haken von unten und von oben.

„Was ist los, Müller?“

„Ich trainiere.“

„Wozu?“

„Zum Boxmatch.“

„Wie, du machst mit?“

„Das nicht. Aber ich will einen guten Platz im Zuschauerraum bekommen.“

### Falscher Paß

„Bedaure sehr, meine Dame, aber die Personalbeschreibung in Ihrem Paß stimmt nicht.“

„Weshalb denn nicht?“

„Hier steht, daß Sie dunkles Haar haben, und Sie sind doch hell.“

„Weiter nichts? — Bitte wollen Sie es ändern, oder soll ich das tun?“

### Immer derselbe

In den vierziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts. In Bonn sollte das Beethovendenkmal eingeweiht werden. Zu den Feierlichkeiten hatten sich auch König Friedrich Wilhelm IV. und die Königin Viktoria von England eingefunden. Die Einweihungsrede war gehalten, der Augenblick der Enthüllung war da. Aber es gab einen kleinen Zwischenfall. Als die Tücher gefallen waren, da mußte man feststellen, daß der große Musiker dem Platze der Majestäten den Rücken zuekehrte.

Allgemeines Gelächter. Alexander von Humboldt aber, der dem Festauschuß angehörte, fand die rettenden Worte: „Majestät wissen, daß Beethoven zu seinen Lebzeiten stets ein großer Mensch war. Er hat es auch im Tode nicht gelernt, höflich zu sein!“

### Die Reliquie

Ein Engländer besuchte die Witwe des schottischen Dichters Robert Burns und bat sie eindringlich, sie möchte ihm doch zur Erinnerung an den schottischen Barden, wie er sich ausdrückte, einen Papierstreifen mit einigen Worten ihres verstorbenen Gatten oder was es sonst irgend sei, geben. Mrs. Burns bedauerte, sie habe leider schon alles, was sie von der Art besaß, an Freunde und Verehrer des Dichters ausgeteilt, sie habe durchaus nichts mehr und könne seinem Wünsche nicht entsprechen.

Als sich indessen der autogrammsüchtige Gentleman damit noch nicht abweisen ließ, sagte sie endlich: „In der Tat, mein Herr, wenn Sie mich nicht nehmen wollen, so gibt es weiter keine Reliquie von meinem seligen Manne, die ich Ihnen geben könnte.“

Älteste und  
führende Zeitschrift  
auf dem Gebiet der  
neuzeitlichen und  
künstlerischen  
Raumausstattung



48. JAHRGANG / HERAUSGEBER: HOFRAT DR. ALEXANDER KOCH

Die

## INNEN-DEKORATION

bringt in Ihren monatlich erscheinenden Heften reichhaltiges Anschauungsmaterial und viele Anregungen für die geschmackvolle Gestaltung und Einrichtung des behaglichen Heims. Die Bestrebungen der führenden Architekten auf dem Gebiet der Wohnkultur finden hier ihren sichtbaren Niederschlag.

Bezugspreis: vierteljährlich RM. 6,60 / Einzelheft RM. 2,20 postfrei.

VERLAGSANSTALT ALEXANDER KOCH G.M.B.H.  
STUTT GART O 73

In den Buchhandlungen und beim Unterzeichneten ist zu haben:

### Aus Richard Wagners Leben in Bayreuth

Nach eigenen Beobachtungen erzählt von einem Zeitgenossen H. B. Brand. Mit einem unveröffentlichten Lichtbild Wagners auf dem Titel, farbigen Innenbildern und einem Vorwort von Alexander Dillmann.

Preis RM. 1,50

Es wird heute wenig Menschen geben, die mit Richard Wagner seinerzeit in persönliche Berührung gekommen sind. Einer von diesen ist der jetzt 80jährige Verfasser, der aus seinen Erinnerungen sehr anschaulich erzählt.

### Albin Hentze: Mc Leods Lebensweg

Eine wahre Geschichte

Preis in Ballonleinen RM. 3.—

Nicht was Haß und Klatsch des Feindbundes zusammengetragen haben, sondern was Akten und Berichte von Augenzeugen — die Namen sind absichtlich geändert — dem Verfasser kundtaten, hat dieser im Jahre 1931 zu San Remo aufgezeichnet zur Ehrenrettung einer verurteilten Frau, die während des Weltkrieges eine bedeutende Rolle spielte.

### G. Hirth Verlag AG., München, Herrnsr. 10

1937 / JUGEND Nr. 11 / 16. März 1937

Vierteljahrespreis RM. 7.— / Heft 60 Pfennig

Begründer: Dr. Georg Hirth. — Hauptschriftleiter: Gerhard Isertl, Magdeburg. — Verantwortlich für die Bücher: „JUGEND“: E. Homuth, Magdeburg. Für den Frauenanteil: Maya Homuth-Bies, für die Münchener Schrittleitung u. Anzeigen: Georg Posselt, München. — Verlag: Gerhard Isertl-Verlag, Magdeburg-Sudenburg. — Vertrieb: Graph. Kunstanstalt W. Schütz, München, Herrnsr. 10. — Druck: Graphische Kunstanstalt W. Schütz (Pächter der Druckerei G. Hirth Verlag AG.), München. — Für Herausgabe u. Schrittleitung in Österreich verantwortlich: Dr. Emerich Morawa i. Fa. Morawa & Co., Wien 1, Wollzeile 11. — Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by Gerhard Isertl-Verlag, Magdeburg. — O. A. Vj. 36: 5700. Pl. 2 — Manuskripte sind nur an die Schrittleitung der „JUGEND“, Magdeburg, Halberstädter Str. 98, zu richten — Rücksendung erfolgt nur bei beigelagtem Porto.

# DIE FOTO-„JUGEND“

## Goldene Fotoworte

### Die Aufnahme

Vor allem Ruhe bewahren. Nicht herumhaspeln und auch keine langen Vorträge halten. Denn das muß auffallen, und dann stellen sich die vielleicht mehr als Schnappschuß zu Erhaschenden bestimmt wie hingepflanzt vor die Kamera und machen krampfhaft Anstrengungen, ein schönes Gesicht aufzusetzen.

Die einzelnen Handgriffe müssen wie selbstverständlich ablaufen. Blende, Verschlussgeschwindigkeit und ungefähre Entfernung sind bereits im voraus eingestellt, Filter und Sonnenblende haben wir aufgesetzt. Da braucht im Höchstfalle nur noch die Einstellung ein wenig nachreguliert zu werden. Im übrigen sitzt die Aufnahme.

Und sollte man uns trotzdem im Falle eines Schnappschusses ertappen, so tun wir so, als seien wir entweder blutige Anfänger oder wollten etwas ganz anderes fotografieren. Das wirkt meist. Wenn zwar auch nicht immer hundertprozentig.

Die Scharfeinstellung erfolgt immer auf den Vordergrund, d. h. auf die Stellen, die der Kamera am nächsten liegen. Das darf getrost als eine Regel genommen werden, wenn man sich auch sonst möglichst von allen Fotoregeln freimachen soll.

Den Hintergrund erfassen wir durch eine entsprechende Verkleinerung der Blende scharf. Das kann entweder auf der Mattscheibe kontrolliert oder von der Tiefenschärfetabelle abgelesen werden.

Geneigte Kamerahaltung wird schädlich, wenn wir Architektur-Fotografie betreiben, wo nachher unbedingt alles stimmen muß. Läßt sich eine Kameraneigung dabei nicht vermeiden, so kann man die hierdurch entstehenden „stürzenden Linien“ später im

Vergrößerungsverfahren wieder aufrichten. Das Aufstellen eines Stativs auf Straßen und Plätzen ist unerwünscht. Es liegt ja auf der Hand, daß es verkehrstörend wirken muß. Und wir kommen auch ohne Stativ aus, zumal wir doch in den meisten Fällen Momentaufnahmen machen werden, die man bis zu  $\frac{1}{250}$  Sek. gut aus der Hand belichten kann. Begabte schaffen es sogar bis zu einer vollen Sekunde.

Auf die Beleuchtung achten! Für die Schwarz-Weiß-Fotografie ist gerade das Licht von größerer Bedeutung als alles andere. Am günstigsten sind Seiten- und Gegenlicht. Denn da entstehen prächtige Schatten, die unbedingt zur Belebung des Bildes erforderlich sind und für die Fotografie — der Darstellungsform mit Licht — ureigenstes Element bedeuten.

Also mehr abstrakt sehen. In Linienführung und Helligkeiten auswählen und wiedergeben.

### Die Belichtung

Wenn eine Aufnahme einigermaßen richtig belichtet wurde, so ist sie schon halb gelungen.

Dieses „einigermaßen richtig“ setzt eine unbedingt als Grenze zu nehmende Belichtungszeit voraus, die für gewöhnlich durch unsere Belichtungsmesser angezeigt wird. Sie kann getrost zehn- und zwanzigfach überschritten, darf auf keinen Fall aber auch nur für ein Fünftel unterschritten werden.

Sind wir einmal im Zweifel, so belichten wir lieber zu lange als zu kurz. Reichliche Belichtung hat auch noch einen weiteren Nutzen. Sie gestattet kurze Entwicklungszeiten, womit notwendig die Erzielung eines feinen Silberkornes verbunden ist,

das ja mit länger werdender Entwicklungszeit an Größe immer mehr zunimmt. Das ist ein wichtiger Weg zum Feinkornnegativ.

Grundsätzlich sollen wir auf die Schatten belichten. Denn wir werden es kaum schön finden, wenn sie zulaufen, schwarz wie Pech erscheinen. Mit einem elektrischen Belichtungsmesser haben wir es in dieser Hinsicht ja leicht; da gehen wir ganz dicht an den Aufnahmegegenstand heran und suchen uns die dunklen Partien zur Messung aus. Bei Benutzung einer Tabelle werden wir z. B. eine Architektur mit beschattetem Portal nicht unter „Architekturen in der Sonne“, sondern unter „Architekturen im Schatten“ suchen. Die Belichtung „nach Gefühl“ ist eine riskante Angelegenheit. Gewiß kann man einige Übung bekommen. Doch man soll lieber einmal mehr als einmal zu wenig zum Belichtungsmesser sehen.

Einprägen soll man sich, daß die Belichtungszeit von Blendenzahl zu Blendenzahl, die bei jeder Kamera angegeben sind, um das Doppelte zu- bzw. abnimmt. Wir müssen also z. B. bei Blende 11 doppelt so lange belichten wie bei Blende 8 (die größere Zahl bezeichnet immer die kleinere Öffnung).

Ebenso nimmt die Empfindlichkeit des Aufnahmematerials jeweils von 3 zu  $3^{\circ}$  Sch. bzw.  $\frac{2}{100}$  zu  $\frac{2}{128}$  DIN, um das Doppelte zu bzw. ab, so daß auch danach eine entsprechende Umrechnung möglich wird.

Helle Filter verlängern im allgemeinen 1,5 bis 2fach. Der Sicherheit und Bequemlichkeit halber wird man im allgemeinen einfach verdoppeln. Das ist immer richtig. Zumal ja diese geringe Überbelichtung nicht schadet. Und nach der Belichtung immer sofort den Film weitertransportieren. Nur so vermeidet man mit Sicherheit Doppelbelichtungen und hat eine immer schußbereite Kamera.

Haben Sie schon herausbekommen, was das komische Bild in „Jugend“ 8 darstellt?

Es gibt viele Foto-Preise!